

Voreingenommenheit, hat darin das Polarparadies nicht den geringsten Anhalt.

Unter der Flagge Wissenschaft schwimmt manches Brack. Oder wollte Gruhn einen Aprilscherz sich erlauben?

P. Albert Maria Weiß O. P.

(1844 bis 1925.)

Von Dr P. Gallus M. Häfese O. P., Universitätsprofessor in Freiburg.

II. Im Kampfe für die katholische Wahrheit.

Nach Beendigung des Noviziatsjahres weihte sich P. Albert am 21. Juli 1877, dem zehnten Jahrestage seiner ersten heiligen Messe, durch die heiligen Ordensgelübde Gott und dem Dienste der Wahrheit im Predigerorden. Wie zu erwarten war, wurde er von seinen Obern bald als Lektor am theologischen Hausstudium der österreichischen Provinz in Graz bestellt, und zwar lehrte er durch vier Jahre hindurch Exegese und Moralthologie, zeitweise statt letzterer Kirchenrecht. Und so war ihm der Beruf als Erzieher und Lehrer der künftigen Priester, den er beim Eintritt in den Ordensstand mit schwerem Herzen zum Opfer gebracht hatte, zugleich mit dem Segen des religiösen Gehorsams wieder zurückgegeben. Doch diese Arbeit genügte seinem hochbegabten Geiste und unermüdlichen Schaffensdrang keineswegs. Man hätte erwartet, er werde vorerst die Arbeiten am Kirchenlexikon weiterführen. Doch es wurde ihm von zwei treuen Freunden, die gewiß persönlich den Orden nicht feindlich waren, bedeutet, daran sei nicht mehr zu denken, denn nie und nimmer würden sich die Gelehrten dazu hergeben, unter der Redaktion eines Ordensmannes zu arbeiten. Wäre er wieder ausgetreten, dann hätte es keine Schwierigkeiten gegeben! — Schon längst hatte er sich nach einem großen Gegenstande umgesehen, der ihm für die Dauer des Lebens hinreichend Arbeit bieten konnte. Geschichte, orientalische Sprachen und biblische Philologie hatten ihn einst besonders angezogen und hatten ihm als der Inbegriff der Theologie gegolten. Namentlich hätten die Sprachstudien dem Gang zur Zurückgezogenheit, ja zur Einsamkeit, der von Jugend auf in ihm lebte, sowie der Neigung zum Frieden zugleich entsprochen. Doch nein, er war zum Kampfe berufen; bei seiner Ordensprofess war ihm das scharfe Schwert von Gott in die Hand gegeben worden, wie er es in seinem Gedichte „Schwertschwur“ (Kunst zu leben, VI., 17) so schön zum Ausdruck gebracht. — Als er sich nun nach einem Jahre vollständiger Ruhe wiederum dem Studium zuwandte, mußte er wahrnehmen, daß sein Geist inzwischen eine veränderte Richtung angenommen hatte. Hatte er früher eine ganz ausgesprochene Anlage zum trockenen

Verstandes- und Studienmenschen in sich gehabt, so kam es ihm nun zum Bewußtsein, daß das Studium des Lebens rings um uns dennoch weiter und tiefer führt. — Die Erfahrungen in den Wirren vor und nach dem Konzil hatten ihm den Gedanken nahegelegt, eine große Sammlung der modernen Irrtümer anzulegen, eine Art Summa contra Liberalismum. Jetzt nahm er also vorerst diese Absicht wieder auf und widmete sich, um sich wieder einzuarbeiten, dem Studium der neueren Philosophie und ihrer Geschichte. Namentlich lenkte er seine Aufmerksamkeit jener Richtung zu, die später zur sogenannten ethischen Bewegung führte und eben von England aus ihre Wirkungen nach Deutschland auszudehnen begann.

Gerade befaßte er sich eingehender mit dem Werke von W. Lech über die „Europäische Sittengeschichte“, das die Entstehung und Ausbreitung des Christentums vom Standpunkt des Lebens, der Sitten und der Zivilisation behandelt, als in den ersten Novembertagen 1877 der um die katholische Sache hochverdiente Graf Ludwig Arco-Zinneberg mit der Bitte an ihn herantrat, in der nächsten Fastenzeit im katholischen Kasino in München religiöse Vorträge für Gebildete zu halten. Da nur vier Monate zur Vorbereitung gelassen waren, konnte P. Weiß keine Zeit damit verlieren, sich einen Stoff zu suchen. Die Eindrücke, die er von dem Werke Lechs empfangen, reichten hin, einen ersten Plan für die bevorstehenden Konferenzen festzustellen. Als er dann, von München heimgekehrt, daran ging, die gehaltenen Vorträge für den Druck auszuarbeiten und in einem Bande herauszugeben (1878), da wuchs der Plan zu einem großen Werke, dem eigentlichen Lebenswerke hervor. Die Münchener Konferenzen wurden in den nächsten Jahren fortgesetzt und es folgten bis zum Jahre 1889 noch vier weitere Teile im Druck, und so war die „Apologie des Christentums vom Standpunkt der Sitte und Kultur“ in ihrer ersten Auflage fertig. P. Weiß selber meint, er hätte ihr ebenso wohl den Titel geben können: „Das Leben im Lichte des Christentums“. Gewiß! Denn von all dem, was man schulmäßig unter apologetischer Beweisführung zu verstehen pflegt, kommt in dem so inhaltsreichen Werke, wenigstens an der sichtbaren Oberfläche, nicht gerade viel zum Vorschein. Es lag aber auch gar nicht in der Absicht des Verfassers. Aus öffentlichen Vorträgen herausgewachsen, war es, wie er selbst sagt, von vornherein ausgeschlossen, daß das Werk durch übermäßige Gelehrsamkeit nur einem beschränkten Leserkreis zugänglich oder durch abstraktes Philosophieren ungenießbar würde. — Ausgehend von der Tatsache, daß die Menschheit, auch die auf der tiefsten Stufe des Unglaubens stehende Menschheit, wenigstens den Glauben an sich selbst nicht verloren hat, baut P. Weiß seine Apologie auf die Idee des Menschen auf. Der Kernpunkt aller Untersuchungen ist der Mensch, und zwar: 1. der Mensch seiner Natur und Bestimmung nach, 2. der Mensch in seiner Entwicklung außerhalb des Christentums, 3. der Mensch unter dem

Einfluß des Christentums, 4. der Mensch als Glied der christlichen Gesellschaft, 5. der Mensch in seinem Streben nach höchster christlicher Vollkommenheit. Diese an sich schon ebenso wichtigen als schwer zu behandelnden Gegenstände werden aber vom universalsten Standpunkte aus durchgeführt. Was immer ins Gebiet der allgemeinen Geisteskultur der Welt einschlägt, wird, wo es sich fügt, zur Untersuchung beigezogen: Religionen und Religionsgebräuche, Mythologie, Theologie, Sagen Geschichte, Sprichwörter, Philosophie, schöne Literatur, Kunst, Staatslehre, Sozialpolitik, Volks- und häusliches Leben, Erziehung, Bildung und Unterrichtslehre, und vor allem das eigentliche sittliche Leben in allen seinen Beziehungen, die Geschichte der Sünde wie die der Heiligkeit. So wird das gewaltige apologetische Werk zur Philosophie der Kulturgeschichte im großartigen Maßstabe. Und jeder einzelne Band wird wieder zu einer erschöpfenden Monographie über ein betreffendes Gebiet derselben. — In Anbetracht der schwächlichen Konstitution und der öfteren Krankheit des Verfassers staunt man, daß es ihm möglich war, innerhalb zwölf Jahren, vom Erscheinen des ersten Bandes an, die ganze Riesenarbeit zu vollenden. Dieses Rätsel löst einzig die umfassende Vorbildung, das überaus reiche Talent und der eiserne Fleiß des Apologeten.

Der 4. Band war, im Gegensatz zu den übrigen, nicht aus Vorträgen vor einer größeren Zuhörererschaft entstanden, sondern ausschließlich am Schreibtisch ausgearbeitet worden. Und doch war gerade er es, der P. Weiß gegen alle Erwartung und Neigung in die weite Welt hinausführte. Gelegenheit zu umfassenden Vorarbeiten bot namentlich die unter dem Voritze der Fürsten Isenburg und Löwenstein gebildete sogenannte „Soziale Vereinigung“, eine Gemeinschaft für Studien über die soziale Lage, der sich P. Weiß anschloß und deren Schriftführer er war. In der Sammlung von Denkschriften, die daraus hervorgingen, steckt, wie er selbst sagt, viel Arbeit von ihm. — Im Jahre 1879 war in Wien die „Oesterreichische Monatschrift für Gesellschaftswissenschaft und Volkswirtschaft“, die nachmalige „Monatschrift für christliche Sozialreform“ von Freiherrn E. von Vogelsang begründet worden. Unter den Männern, welche ihm durch Rat und Mitarbeit zur Seite standen, verdient an erster Stelle P. Weiß genannt zu werden. Er hat das innerste Wesen der sozialen Frage der Neuzeit gleich von Anfang an klar und bestimmt erfaßt. Im Gegensatz zu den katholischerseits unternommenen Versuchen, die modernen Anschauungen über Kapitalzins und Wucher mit der katholischen Moralthologie in Einklang zu bringen, wurde er nicht müde, den Beweis für die gänzliche Unmöglichkeit dieser Harmonisierung zu leisten. Er zeigte, daß gerade die heutige Zinswirtschaft den Kapitalismus geschaffen hat und daß einzig und allein in der Rückkehr zur Zinslehre der katholischen Vorzeit die Rettung aus den verderbend drohenden Nebeln zu erhoffen ist, an welchen die

heutige Gesellschaft leidet. Das waren auch die Grundgedanken, die er in der im Auftrage der Frankfurter Katholikenversammlung verfaßten Schrift „Gesetze für die Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn“ (1883) zum Ausdruck brachte. Er nennt dieselbe „initium multorum dolorum“ und deutet damit an, daß er mit den damals noch für neu geltenden Ideen mancherorts Schrecken erregte. Ja, auf der Katholikenversammlung von Düsseldorf, zu der er nicht erscheinen konnte, da er nach Italien verlegt worden war, wurden Stimmen laut, die meinten, es sei gut, daß ihn seine Obern aus dem Wege geräumt hätten, sonst könnte es übel ausgehen mit den bedenklichen Anschauungen, die dem modernen Sozialismus abgelernt zu sein schienen. Heute lautet das Urteil anders: die Schrift wird nach dem Urteile von Dr Beck (Freiburg) „ihre hervorragende Bedeutung in der katholischen Wissenschaft auf eine lange Zukunft hinaus behaupten, weil sie mit einer wahrhaft imponierenden Konsequenz die durch mehr als ein Jahrtausend unerschütterlich feststehende Zins- und Wucherlehre der katholischen Kirche darlegt und verteidigt und sich gänzlich fernhält von jeder Konzession an den modernen Kapitalismus“.

Wie schon angedeutet, wurde P. Weiß im Sommer 1883 durch den Ruf der Obern auf einmal aus seiner Tätigkeit in Oesterreich herausgerissen und auf ein ganz neues Arbeitsfeld gestellt: er sollte in Rom an der Neuherausgabe der Werke des heiligen Thomas, die Leo XIII. im Anschluß an die Enzyklika „Aeterni Patris“ dem Dominikanerorden übertragen hatte, mitarbeiten. Doch dauerte der römische Aufenthalt nicht einmal ein Jahr. Immer von geschwächter Gesundheit, konnte er einer ansteckenden Krankheit, den Blattern, nicht widerstehen und nachdem er von denselben halb genesen war, erlag er dem römischen Fieber, so daß er wieder in die Heimat zurückkehren mußte. Im Studienjahre 1884/85 finden wir ihn als Professor der Kirchengeschichte im Wiener Konvente.

Indessen aber hatte die göttliche Vorsehung ihm eine andere Aufgabe vorbereitet, die namentlich dem 5. Bande der Apologie in ganz besonderer Weise zugute kommen sollte. Graf Matthias von Spee hatte nämlich das Gut des früheren Dominikanerinnenklosters zu Mariental bei Luxemburg käuflich erworben und die noch übriggebliebenen Gebäulichkeiten für eine Niederlassung von Dominikanerpatres einrichten lassen. Vom Ordensgeneral P. Larroca wurde P. Weiß mit der Leitung der neuen Klostergründung betraut. Am Feste des heiligen Matthias des Jahres 1885 begann er mit zwei Mitbrüdern aus der österreichischen Ordensprovinz an dem von der allerheiligsten Jungfrau so bevorzugten und gesegneten Platze das Dominikanerordensleben. Eben damals hielten die Angelegenheiten der Mutter M. Dominika Klara Moes das ganze Land in der höchsten Spannung. P. Weiß lag es ob, die Sache näher zu prüfen. Das nötigte ihn, das schon früher ernstlich betriebene Studium der Mystik

mit neuem Eifer weiterzuführen. Freund Scheeben in Köln meinte, er beneide ihn um diese Gelegenheit, das Feld der Mystik aus eigener Erfahrung studieren zu können. Die Bücher und Hefte des Verewigten zeugen noch heute davon, welch große Mühe er es sich kosten ließ, um in dieses schwierige Gebiet immer tiefer einzudringen. Namentlich hielt er sich hiebei an die *Theologia mystica* von Schram und unterzog sie zugleich einer gründlichen Umarbeitung, so daß sie fast als sein eigenes Werk betrachtet werden kann. — Nachdem er in dieser Schule des Lebens beinahe drei Jahre gelernt hatte, nahm er im Herbst 1887 seine Lehrtätigkeit als Professor der Exegese und des Kirchenrechtes in Wien wieder auf.

Im Jahre 1889 konnte er den fünften und letzten Band der Apologie der Öffentlichkeit übergeben. Aber damit ruhte die Arbeit des Unermüdblichen an seinem Lebenswerke keineswegs, trotzdem die Begeisterung, mit der es anfangs aufgenommen worden war, allmählich abnahm und mehr oder weniger in offenen Gegensatz umschlug, trotzdem ihm selber die Apologie zu Zeiten wie ein „erratischer Block“ vorkam, der aller Welt im Wege liegt, eine Festung, die allen Heereszügen des modernen Geistes den Weg verlegt. „In den sozialen Fragen finden alle, Theoretiker wie Praktiker, daß sie ein weithin vertragener Ueberrest aus einer untergegangenen Gesellschaftsordnung ist. Dogmatiker und Philosophen stoßen sich am Scholastizismus, die Exegeten an dem hornierten Widerstand gegen die angeblich unleugbaren Ergebnisse der modernen Forschung. Die Kulturhistoriker vereinigen sich mit den Exegeten; die Freunde moderner Kunst und Literatur schreien über Brüderie und Engherzigkeit. Das Urteil über die religiöse Gefahr wird als Pessimismus verschrien, die Ansichten über Kirche und Autorität als maßlose Strenge, die Auffassung von den Pflichten und Aufgaben der Theologie als Atavismus, die Lehren vom sittlichen Leben als Rigorismus und Mystizismus. Das Ganze steht der modernen Auffassung von den Zwecken und Wegen der Apologetik so schroff entgegen, daß es für die Vertreter der freien Richtung schwer ist, dafür das rechte Wort zu finden. Einer hat dafür den Ausdruck ‚Pamphlet‘ gebraucht und dieser entspricht wohl am besten der modernen Stimmung, denn er hat ziemlich weit die Runde gemacht. Die meisten schweigen völlig, wo sich Gelegenheit böte davon zu reden, um das Werk auf diese Weise tot zu machen.“ Aber gerade die Allgemeinheit dieses Gegenstandes war es, was ihm wieder Beruhigung im Gewissen bot und ihn ermutigte, jeder neuen Auflage neue Sorgfalt zu schenken: durch volle 30 Jahre hielt ihn die Apologie in beständiger Spannung. Nicht bloß, daß er sein Werk stilistisch fort und fort verbesserte, daß er bei der letzten Auflage Stücke nennen konnte, über die die Feder des unerbittlichen Richters achtzehnmal hinweggegangen: mit noch größerem Eifer arbeitete er an der inhaltlichen Umgestaltung und Verbesserung. Die Apologie war eben ein großes Gelegenheitswerk,

hervorgerufen durch das Bedürfnis des Augenblickes, durch die Vorboten jener Bewegung, die alsbald auf der ganzen Linie eine neue Art des Kampfes gegen das Christentum eröffnete. Diese Form des Kampfes dauerte mit steigender Heftigkeit durch die achtziger Jahre fort. Allmählich aber kam über sie dieselbe Erschlaffung, die man allenthalben beobachten kann, wenn sich die Zeit eines Namens oder einer Irrung bemächtigt hat. Unterdessen sind längst andere Schlagworte Mode geworden und selbst wieder aus der Mode gekommen. Das hat eben jede neue Auflage so überaus schwierig gemacht. Vor fünf Jahren hochmodern, war dieser Gegenstand jetzt abgetan; vor drei Jahren noch völlig unbekannt, war jener jetzt der wichtigste. Diese Erfahrungen bewogen ihn, bei jeder neuen Auflage das Vorübergehende möglichst auszuschneiden oder höchstens als Erläuterung zu den bleibenden allgemeinen Sätzen zu belassen, desto mehr aber alle einzelnen Erscheinungen alter und neuer Zeit auf die letzten Gründe zurückzuführen, die das Gute regeln und das Böse erklären. Aber selbst dieser Teil der Darstellung galt ihm als untergeordnetes Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes, d. h. der Unterordnung aller Kulturentwicklung unter das übernatürliche Ziel. Diese Grundfrage wurde immer eingehender behandelt, daß alles übrige sich dazu nur wie eine Einkleidung oder Nuganwendung verhält.

So begreifen wir es auch, warum er mit solcher Liebe des Buches über „Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade“ sich angenommen. Zum ersten Male im Jahre 1862 von Scheeben, dem Vorkämpfer für die Erneuerung des Glaubens an das Uebernatürliche, in deutscher Sprache herausgegeben, waren bei dessen Tode (1888) bereits vier Auflagen vergriffen. Aus Liebe zu seinem Freunde und noch mehr aus Verehrung für den gediegenen Inhalt, übernahm P. Weiß die weitere Sorge für die kostbare Hinterlassenschaft. Zu Ostern 1925 konnte er das Vorwort für die 13. und 14. Auflage schreiben: es sind das die letzten Zeilen, die er dem Drucke übergeben. Wenn das Werk im Laufe der Jahre zu einem der beliebtesten asketischen Bücher geworden ist, so ist das sicherlich vorerst das Verdienst von P. Weiß; es war sozusagen sein eigenes Werk geworden. Namentlich der 6. und 7. Auflage hatte er ein großes Stück seiner eigenen Arbeit gewidmet. Die Darstellung des frommen und tief sinnigen Scheeben hatte da und dort zu Wünschen übrig gelassen: manchmal waren geistreiche Gedanken sehr dunkel ausgedrückt, bisweilen legten gewisse überschwengliche, mystische Ausdrücke eine irrige Auslegung nahe; fast immer war über der Tiefe des Inhaltes der Stil etwas vernachlässigt. Unter dieser dreifachen Rücksicht hat P. Weiß das ganze Werk mit aller nur möglichen Sorgfalt neu bearbeitet. Sodann widmete er den allgemeinen dogmatischen Grundlagen des geistlichen Lebens mehr Beachtung, um das Buch immer mehr seiner Bestimmung als Anleitung zum Streben nach Vollkommenheit entgegenzuführen. Ferner fügte er allenthalben in den

Noten eine Auswahl aus der patristischen, theologischen und asketischen Literatur bei, namentlich um zu zeigen, auf welch gebiegenen Grundlagen die hier vorgetragenen Wahrheiten ruhen. Der 11. Auflage schloß er noch einen Anhang bei über das Verhältnis von Natur und Uebernatur, worin er die ganze Lehre in möglichster Kürze und Klarheit zusammenfaßte. Indem das Buch mit solchem Nachdruck das Uebernatürliche kennen lehrt, erfüllt es gewiß auch eine große Zeitaufgabe.

Im engsten Zusammenhang mit dem apologetischen Hauptwerk entstanden zwei kleine, populäre Apologien. Oftmals war P. Weiß nämlich der Wunsch ausgedrückt worden, er möchte ein Buch schreiben, das, möglichst klein an Umfang, die hauptsächlichsten religiösen Streitfragen der Gegenwart in einer Weise behandle, daß es gebildete Leser, namentlich auch die studierende Jugend anziehe und belehre, ohne ihnen langwierige gelehrte Untersuchungen aufzuerlegen. So entstand vorerst im Jahre 1893 die „Lebensweisheit“, eine Sammlung von Fragmenten, Splintern und Spänen aus der Werkstatt des Apologeten, gereimt und ungereimt, wie sich's eben gab. „Manche stammen aus der Krankenstube oder aus Tagen erzwungener Ruhe, manche sind Früchte einsamer Spaziergänge oder langwieriger Eisenbahnfahrten, manche haben mir trübe Stunden versüßt und Zeiten überwinden helfen, da ein Uebermaß zerstreuer und peinlicher Geschäfte jede geregelte geistige Tätigkeit unmöglich machte.“ Daß P. Weiß das Richtige getroffen, beweist die große Verbreitung des Büchleins; zählt es doch heute 16 Auflagen mit 33.000 Exemplaren. — Nach seinem Muster erschien 1900 „Die Kunst zu leben“, die sich noch rascher die allgemeine Sympathie erworben hat (15. Aufl.). Die beiden Werke gaben dem Apologeten Gelegenheit zu zeigen, „daß der Ernst der christlichen Lebensaufgabe durchaus kein Hindernis ist, um auf der einen Seite dem natürlichen Dasein und der Pflichterfüllung erfreuliche Züge abzugewinnen und auf der anderen Seite die Uebung der Religion durch die Strahlen der vom Jenseits herüberleuchtenden Sonne mit übernatürlichem Glanze zu verklären“. Die in den beiden Büchlein eingestreuten Gedichte haben nicht ungeteiltes Lob gefunden. P. Weiß meint dazu in seinem „Wegweiser“: „Der Hauptgrund, warum ich so viele Verse machte, war die Absicht, meinen Stil zu verbessern . . . Sie sind mir Behelfe gewesen, um mich blündiger und faßlicher auszudrücken, um, wie man sagt, realistischen Ausdruck und Rhythmus der Sprache zu erlernen.“

Vom Anfang seiner apologetischen Tätigkeit an war es sein Voratz gewesen, nach Abschluß der Apologie ein Werk zu schreiben, das sich ausdrücklich zum Zwecke setzte, „den Glauben an die allerheiligste Persönlichkeit Jesu Christi und die Verehrung zu seinem Erlöserleben in den Herzen der Menschen zu entfachen“. „Du hast mich, o Herr, dieser apostolischen Arbeit nicht würdig erachtet“, meint er voll Demut in seiner „Lebensrechnung“. Als Ersatz dafür hat er

in den letzten Lebensjahren jene Kapitel der Apologie, die ausdrücklich über diesen Gegenstand handeln, in einem kleinen Büchlein zusammengestellt und ihm den Titel gegeben: Jesus Christus, die Apologia perennis des Christentums. Mit diesem Büchlein in den Händen, wollte er begraben werden und vor seinen Richter treten.

Im Jahre 1889 war durch den heroischen Opfersinn eines mehrheitlich dem Bauernstande angehörenden Volkes die katholische Universität zu Freiburg in der Schweiz ins Leben gerufen worden. Der geniale, weitblickende Gründer Staatsrat Georges Pythou hatte sich mit dem General des Dominikanerordens in Verbindung gesetzt, damit er ihm Lehrkräfte zur Verfügung stelle. Unter den ersten Professoren, die berufen worden, steht P. Weiß. Die Kunde davon erregte in allen Teilen der Schweiz und auch in Deutschland die freudigste Begeisterung und Dr. Hülskamp meinte im „Literarischen Handweiser“, daß die Gewinnung dieses Mannes für die katholische Schweizer Universität „dem Werte einer ganzen Fakultät“ gleich zu achten sei. Gewiß, in Anbetracht der universalen Bildung von P. Weiß waren diese Worte nicht übertrieben. So begann er denn im Sommersemester 1890 an der juristischen Fakultät seine Vorlesungen über Gesellschaftslehre, welche im Geiste der Hörer unvergängliche Eindrücke hinterließen. — Als Professor der Gesellschaftswissenschaft war er sozusagen geborenes Mitglied der in Freiburg unter dem Voritze des nachmaligen Kardinals Mermillod bestehenden sozialen Verbindung, der Union de Fribourg, wo er unter anderen auch wieder mit seinen früheren Freunden aus der „Sozialen Vereinigung“ und der „Tafelrunde“ in Verbindung kam.

Doch dieser erste Aufenthalt in Freiburg dauerte nicht lange. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Oesterreich rief P. Weiß wieder dahin zurück. Von Herbst 1892 bis Sommer 1894 wirkte er als Subprior und Professor in Graz und von August 1894 an in gleicher Eigenschaft in Wien. Eben war anlässlich des sogenannten Sozialen Kurses die christlichsoziale Partei ins Leben getreten. Eine christliche Gesellschaftseinrichtung nach dem Muster der Sozialdemokratie wurde als deren Aufgabe proklamiert. Leider wurde das Wort „christlich“ von vielen bloß im Sinne der Befreiung von der Judenherrschaft verstanden; leider nahm die soziale Bewegung immer mehr einen politischen Charakter an und bildete sich der Gegensatz zur kirchlichen Autorität immer stärker aus. Ohne daß er es gesucht hätte, war P. Weiß zum Berater der angefeindeten Kirchenfürsten, namentlich der Kardinäle Gruscha und Schönborn geworden. Wieviel Kummer von innen und Anfechtungen von außen das zum Gefolge hatte, braucht nicht eigens betont zu werden.

Wie wenige wünschte er, daß in die öffentlichen Verhältnisse neues Leben komme; bereitwilligst anerkannte er, daß die neue Bewegung nicht bloß ihre Berechtigung, sondern auch viel Gutes hatte:

und doch vermochte er die größten Besorgnisse über den Gang ihrer Entwicklung nicht zu unterdrücken. Oesterreichs Bischöfe entschlossen sich, durch eine gemeinsame Rundgebung den Gläubigen den richtigen Weg zu weisen: vor allem sollte durch eine volkstümlich gehaltene Denkschrift die Gesellschaftslehre nach katholischen Begriffen und im Anschluß an die Enzyklika „Rerum novarum“, ohne alle Polemik, klar und bündig dargestellt werden. Diese umfaßte im Druck 120 Quartseiten. Dazu kam ein Hirtenbrief an die Gläubigen und eine lateinische Instruktion für den Klerus. P. Weiß lag die Vorbereitung und Ausarbeitung dieser Schriftstücke ob. Indessen wurden sie nicht veröffentlicht, da die außerordentliche Bischofsversammlung vom Jänner 1895 sich in dem Beschlusse einigte, Kardinal Schönborn möge nach Rom reisen, einerseits um Bericht über die Lage zu erstatten, anderseits um Vorschriften vom Heiligen Vater darüber zu erhalten, wie man sich in der neuen Lage zu verhalten habe. Bischof Bauer von Brünn und P. Weiß sollten den Kardinal begleiten, da sie am ehesten geeignet erschienen, um über alles, was die Bischöfe jemals getan hatten, im einzelnen Rechenschaft und Aufklärung abzulegen. Es war das keine kleine Aufgabe, da man in Rom ziemlich allgemein in dem Vorurteil befangen war, die iosephinische Gesetzgebung sei dem österreichischen Episkopat geradezu in Fleisch und Blut übergegangen, er sei also schuld an allem Unheil, das die Kirche in Oesterreich dulde. Indessen hatten sich auch in anderen Ländern ähnliche Schwierigkeiten ergeben. P. Weiß lag es in Verbindung mit dem damaligen Unterstaatssekretär Cavagni ob, die Vorarbeiten für die eigens zum Zwecke der Regelung dieser Schwierigkeiten eingesetzte außerordentliche Kardinalskongregation zu besorgen. Nach beinahe zwei Monaten angestrenzter Arbeit war die Angelegenheit spruchreif. Die Beschlüsse der Kongregation lauteten zwar nicht besonders günstig für die Bischöfe; doch Leo XIII. setzte sie außer Wirksamkeit: dank sicher auch der mutigen Art und Weise, wie Vater Weiß in der letzten Privataudienz die österreichischen Bischöfe verteidigte und rechtfertigte.

Nachdem diese Angelegenheit also geregelt war, konnte er im Herbst 1895 wieder nach Freiburg zurückkehren und damit kam endlich einige Ruhe in dieses bewegte Leben hinein, konnte er sich ungestörter seiner eigentlichen Arbeit hingeben. Uebrigens kann P. Weiß, wenn er in seiner „Lebensrechnung“ auf den „Zidzad“ seines bisherigen Lebensweges zurückblickt, der göttlichen Vorsehung nicht genug danken, daß sie auf diese Weise seinen Geist und Charakter zur katholischen Weite erzogen. — Der Freiburger Universität, für deren Zustandekommen vor Jahrhunderten schon der heilige Petrus Kanisius gewirkt, schenkte er nun seine ganze aufopfernde Liebe. „So gerne ich auch die Feder geführt habe“, schrieb er noch kurze Zeit vor seinem Tode in einem „Abschiedsworte“, „mein ganzes Herz gehörte doch stets dem mündlichen Vortrage und die, die ich

zu meinen Füßen sah, betrachtete ich stets als meine Gemeinde, für die ich zumeist vor Gott verantwortlich war. Darum war auch durch mein ganzes Leben eine meiner größten Gewissensqualen das Gefühl, daß ich der großen Aufgabe des Lehramtes nicht gewachsen war. Dennoch hoffe ich, daß meine Schüler das Gefühl mit sich forttrugen, ich habe ernstlich das Beste angestrebt. Wissenschaftlich waren sie oft enttäuscht, nicht immer ohne meine Absicht. Denn darauf habe ich es nie angelegt, sie mit hohen Ideen und Worten zu begeistern. Es war mir einzig darum zu tun, sie mit dem vertraut zu machen, was ihnen nützen konnte und was sie für ihr eigenes Leben und für ihre künftige Wirksamkeit brauchten. Aber das Zeugnis werden sie mir nicht versagen, daß ich es in dieser Hinsicht ernst nahm. Ich war oft streng in meinen Forderungen: sie werden längst erlebt haben, wie sehr ich recht darin hatte. Ich war auch streng in meinen Grundsätzen: mit Wissen und Willen bin ich sicher in keinem Stücke von der vollen Wahrheit abgewichen. Ich habe es gewiß nicht daran fehlen lassen, sie mit den Bestrebungen, den Fortschritten, den Irrungen der Zeit bekannt zu machen: aber diesen auch nur das geringste Opfer zu bringen, dazu konnte ich mich nicht entschließen . . . Das Zeugnis wird mir gewiß keiner versagen, daß meine ganze Lehrtätigkeit darauf gerichtet war, vornehmlich zwei Ziele zu erreichen, einmal das *sentire cum Ecclesia*, die tiefste und vollste Anhänglichkeit an die Kirche und den innersten Herzensgehorsam gegen ihre Autorität, und dann die treueste Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus in den Grund der Herzen zu pflanzen.“ — Alle, die ihn gekannt, werden diesen Worten das Zeugnis der Wahrheit geben: daß er trotz und neben der fast riesenhaften, schriftstellerischen Tätigkeit doch den Lehrberuf als Hauptsache je und je betrachtete, daß er mit seinem beispiellosen Pflichtbewußtsein allen voranleuchtete, stets am Anfange des Semesters der Erste und am Ende der Letzte; überall dabei, wo Opfer gebracht werden mußten und für Ordnung und das segensreiche Gedeihen der Hochschule gekämpft und gearbeitet wurde. — Vorerst übernahm er den Lehrstuhl für Kirchenrecht, um dann im Jahre 1898 zur Fundamentalthologie überzugehen. Nebenbei nahmen die Studierenden mit ihren Seelenanliegen seine Zeit sehr in Anspruch und vielen ist er ein gottesleuchteter Führer geworden, dem sie ihr wahres Glück, vor allem den Zug zum innerlichen Leben nicht genug danken konnten. Was ihn damals am meisten mit Freude erfüllte, das waren die geistlichen Vorträge, die er regelmäßig den Theologen zu halten hatte. Er legte ihnen die Psalmen zugrunde und kam allmählich dazu, den größten Teil des Psalteriums in theologischer und asketischer Erklärung zu durchgehen. — In den Ferien war die Zeit mit Exerzitien für Klöster und Weltpriester fast vollständig ausgefüllt.

Indessen wurde die schriftstellerische Tätigkeit eifrig fortgesetzt und trat immer mehr in das Zeichen des ausgesprochenen Kampfes,

faßte P. Weiß seine wissenschaftliche Arbeit immer mehr als Prophetentätigkeit auf, freilich nicht im eigentlichen Sinne als Vorhersagung zukünftiger, verborgener Dinge, sondern als Ausübung der Sittenpredigt und des Rügeamtes; der Prophet er ist ja Missionär, Bußprediger, Apologet für sein Volk. — Eine Art Anarchie hatte seit dem Anfang der neunziger Jahre begonnen, der verschiedenen Gebiete des Geisteslebens sich zu bemächtigen: Politik, Erwerb und Verkehr, Literatur, Wissenschaft, Kunst, selbst die verschiedenen Zweige der Theologie, ja des kirchlichen, religiösen und des sittlichen Lebens standen unter ihrem Banne; allmählich gestaltete sie sich zu einer gemeinsamen Strömung, die alle Dämme überstieg, ja brach. Ihre Losung war Modern, daher der Name Modernismus. P. Weiß wurde von der göttlichen Vorsehung die Führung der treuen Heerschar anvertraut im großen Kampfe gegen den Modernismus. Er erkannte wohl, daß er der Entwicklung des modernen Geistes in der Apologie nicht jene Aufmerksamkeit schenken konnte, wie sie es verdiente; es hätte das notwendig zu einer übermäßigen Ausdehnung geführt und hätte dem bleibenden Werte des Werkes Eintrag getan. Es war ihm daher sehr willkommen, als nach dem Tode von Prälat Dr Franz Hettinger (26. Jänner 1890), der der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ durch eine Reihe von Jahren die schönsten Früchte seiner literarischen Tätigkeit zur Verfügung gestellt hatte, die Redaktion mit der Bitte an ihn herantrat, die Stelle seines verewigten Freundes im Kreise der Mitarbeiter einzunehmen. Und so nahm er sich denn vor, die Irrungen des modernen Zeitgeistes zu verfolgen und zu widerlegen. „Wächter, sprich, wie steht die Nacht?“ Diese Frage hörte er sich zurufen von weitesten Kreisen des Klerus, der nicht alle Zittererscheinungen zu beobachten Muße und Gelegenheit hatte. P. Weiß übernahm das schwere und verantwortungsvolle Amt eines Turmwächters auf Zion und machte aufmerksam auf jede Gefahr und auf jeden Feind des Glaubens. Jahrzehntelang stand er auf dem Posten, mit scharfem Auge und mit der Feder in der Hand, jede Bewegung in der Welt des Geistes zu registrieren und zu signalisieren. „Die Beiträge in der Linzer Quartalschrift waren stets Treffschüsse, gehaltvoll, anregend, oft überraschend neu. Sie vermittelten einen ununterbrochenen Ueberblick über die allgemeine geistige Weltlage und einen Tiefblick in den Gang der modernen Ideen.“ In seiner „Lebensrechnung“ dankt der Verewigte Gott eigens dafür, daß er ihm verliehen, durch so lange Jahre hindurch in einer für den Klerus bestimmten Zeitschrift seinen Mitbrüdern durch den Hinweis auf die Gefahren und die Bedürfnisse der Zeit einigen Dienst zu erweisen. „Es hat Leute gegeben, die es mir übel anrechneten, daß ich mich zu einer, wie sie sagten, so wenig wissenschaftlichen Zeitschrift herabwürdigen mochte, die mir geradezu erklärten, dadurch habe ich mich der Beachtung in wissenschaftlichen Kreisen unwürdig gemacht. Du

weist, o Herr, daß ich dies nicht als Entwürdigung, sondern als Ehre betrachtete und daß ich gern auf das Lob der Wissenschaftlichkeit verzichte, wenn ich nur meinen Amtsgenossen dienen darf.“ Andere meinten, das in den genannten Leitartikeln Gesagte sei nur Anklage und nur Negation, der positive Teil der Aufgabe fehle noch. Aber dieser positive Teil war ja in der Apologie bereits behandelt worden und es ist sicher nicht ein einziger Artikel, der nicht wieder auf eine von den dort entwickelten Wahrheiten Bezug nähme.

Während die Artikel der Linzer Quartalschrift eine Art „Momentaufnahmen“ einzelner Zeiterscheinungen darstellten, sollte das Buch von der „Religiösen Gefahr“ (1904) ein Gesamtbild der ganzen religiösen Lage der heutigen Zeit bieten. Angesichts der Uneinigkeiten und Streitigkeiten unter den Katholiken über die Art der Politik und sozialen Tätigkeit, wollte P. Weiß in diesem Buche sie auf die von allen Seiten der Religion drohenden Gefahren aufmerksam machen. Er hoffte, daß sie alsdann ihre eigenen untergeordneten Mißhelligkeiten zur Seite setzen und sich gegen den gemeinsamen großen Feind, gegen den Abfall von der Religion wenden würden. Das Wesen und die Bedeutung des Buches spricht aus den bezeichnenden Ueberschriften der einzelnen Abhandlungen: Die religiöse Lage. Die moderne Religionswissenschaft. Die Weiterbildung der Religion zur Ueberreligion und Irreligion. Die Reformreligionen. Der Reformprotestantismus. Der Reformkatholizismus. Ist ein Ausgleich zwischen Christentum und moderner Weltanschauung möglich? Die religiöse Gefahr und der moderne Mensch. Unsere Aufgabe gegenüber der religiösen Gefahr. — Aber nun, nachdem das Buch erschienen war, zeigte es sich, daß die Spaltung selbst unter den Katholiken größer und tiefer war, als sich der Verfasser gedacht hatte, daß die Wirren auf weltlichen Gebieten mit Irrungen auf dem Gebiete der Religion, in den allgemeinsten dogmatischen Grundlagen zusammenhingen. Die Aufregung über das glaubens- und geistesstarke Buch war groß, auch in weiten katholischen Kreisen. Auf verschiedenen Seiten erhoben Männer von Ansehen und Einfluß, Männer, die P. Weiß bis zur Stunde als Gesinnungsgenossen betrachtet hatte, heftigen Widerspruch gegen das Gesagte, und in kurzem war es dahin gekommen, daß das Werk, das zuerst reizenden Abgang gefunden hatte, überall zurückgewiesen wurde. Das Wort „Religiöse Gefahr“ wurde geradezu wie ein Spottwort herumgetragen und das von solchen, die allen Grund gehabt hätten, die Lage der Dinge mit Ernst zu prüfen. Der Verfasser wurde wie ein Verbrecher gegen die Ehre der modernen Welt und aller derer, die nicht völlig weltfremd leben wollten, gebrandmarkt. „Sie reden von religiöser Gefahr“, sagte man ihm: „Die religiöse Gefahr sind Sie selber!“ — Der Sturm, der gegen das Buch sich erhob, war jedenfalls dem Apologeten selber von großem Nutzen. Nun wußte er, daß er seine Blicke nicht mehr bloß nach außen, sondern auch nach

innen richten müsse, daß es nicht genügen könne, Kirche und Glaube gegen die erklärten Feinde zu verteidigen, daß die Apologetik heute, da der Irrtum auch in die scheinbar sichersten Kreise dringt, ihre Aufgabe vielleicht noch mehr in der Aufklärung, in der Ermutigung und in der Festigung der Treugebliebenen zu suchen hat. Und er war sich der ganzen Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt. „Eine der größten Bitterkeiten“, sagt er in der „Lebensrechnung“, „eine der schwersten Prüfungen, eine der gefährlichsten Versuchungen für den Apologeten der Wahrheit und den Verteidiger der Kirche ist die traurige Notwendigkeit, gegen Uebelstände im eigenen Lager aufzutreten, insbesondere die Pflicht, gegen Gesinnungs- und Amtsgenossen die Wahrheit in ihrer ganzen ungeschwächten Tragweite aufrecht halten zu müssen. Gegen die Feinde des Glaubens und der Kirche zu kämpfen, das ist erhebend, und von ihnen deshalb behandelt zu werden wie der Herr und seine Apostel, das ist ein Trost, der viele Mühen überreich aufwiegt. Aber in die Schranken treten zu müssen gegen Männer, die es gewiß gut meinen, das kostet eine Ueberwindung, die einen leicht untreu gegen seine heiligsten Pflichten machen könnte, und von ihnen den Vorwurf der Uebertreibung, der Unduldsamkeit, des gefahrbringenden Konservatismus hören zu müssen, das macht krank in der tiefsten Seele. Ist einer nicht ganz und gar vom Gefühl seiner eigenen Unfehlbarkeit besessen und weiß einer, wie leicht man im heiligsten Kampfe der guten Sache schadet und dem Gegner unrecht tut, dann kommt er nie aus der Furcht, dem Glauben und der Kirche, sich und seinen Widersachern zu schaden . . . Unter allen Leiden eines an Leiden eben nicht armen Lebens war das immer jenes, das am tiefsten in die Seele schnitt, jenes, das ich am schwersten überwand. Der Widerspruch der Guten, die Unzufriedenheit derer, mit denen ich am liebsten eins gewesen und geblieben wäre, die Notwendigkeit des Kampfes gegen solche, die ich für besser, für eifriger, für einsichtsvoller halten mußte, als ich war, das war stets mein schwerstes Kreuz und die Klippe, an der ich am ehesten meinem Gewissen hätte untreu werden mögen.“

Drei Jahre später erschien die Enzyklika „Pascondi“ Pius' X., und es zeigte sich, daß P. Weiß nur einen vorläufigen Kommentar zum päpstlichen Hundschreiben gegen den Modernismus geschrieben hatte. Man vergleiche die beiden Dokumente miteinander und man wird staunen über die frappante Ähnlichkeit. Die „Religiöse Gefahr“ und das ganze apologetische Lebenswerk hatte damit recht eigentlich eine feierliche päpstliche Approbation erhalten. Das war sicherlich der höchste äußere Triumph und die erhabenste innere Genugtuung für den im Dienste der Wahrheit ergrauten Kämpfer.

Raum hatte sich indessen der erste Sturm gegen das Buch von der „Religiösen Gefahr“ ein wenig gelegt, so wurde P. Weiß „in einen neuen Handel verwickelt“. Am 5. Juni 1905 war P. H. Denifle auf der Reise nach Cambridge in München von einem Schlaganfall

getroffen worden, nachdem er ein paar Tage vorher noch das Vorwort zum 1. Ergänzungsbande (Quellenbelege) seines epochemachenden Werkes über „Luther und Luthertum“ niedergeschrieben hatte. Tagelang lag er bewußtlos darnieder. P. Weiß hatte noch Zeit, an das Sterbebett seines Mitbruders und treuesten Freundes zu eilen und ihm am Pfingstsonntag, 10. Juni, die Augen zuzudrücken. Er hatte damals noch keine Ahnung, welche Erbschaft er ihm hinterließ. Am 12. Juni hielt er dem Hingeschiedenen anlässlich der Beerdigung in der Basilika von St. Bonifaz eine schlichte, aber ergreifende Leichenrede. Im September mußte er im Auftrage der Ordensobern nach Rom reisen, um daselbst den ungeheuren literarischen Nachlaß zu ordnen. Als er Ende Oktober heimkehrte, hatte er sich dazu hergeben müssen, die so jäh unterbrochene Arbeit des Verstorbenen fortzuführen. Papst Pius X. selber hatte ihm den Auftrag dazu gegeben; die Pietät gegen den edlen Freund half schließlich über alle persönlichen Bedenken hinweg: „Sein letzter Seufzer, der langsame, sanfte Seufzer dieses starken, feurigen Mannes ist so tief und unverlierbar in meine Seele gedrungen, daß ich nicht glaube, etwas abschlagen zu können, was mir um seinetwillen ans Herz gelegt wird. Um seinetwillen sei also das Opfer gebracht; die Früchte, die es mir eintragen wird — ich kenne sie zum voraus — mögen, wenn er dessen bedarf, seiner Seelenruhe zugute kommen.“ So machte er sich denn mit der ihm eigenen eisernen Energie an die schwere Arbeit. Schon im Frühjahr 1906 erschien als 2. Ergänzungsband vorerst die „Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende“, worin die Untersuchungen Denissles kritisch nachgeprüft waren. Innerhalb vier Monaten war eine zweite Auflage nötig. (Eine dritte, ziemlich stark umgearbeitete Auflage ist in den hinterlassenen Papieren des Verfassers vorbereitet.) Im gleichen Jahre 1906 erschien die zweite Auflage der Schlußabteilung des 1. Bandes von „Luther und Luthertum“ ergänzt und umgearbeitet. Nach dreijähriger mühevoller Arbeit konnte er dann 1909 den 2. Band der Öffentlichkeit übergeben. Er ist P. Weiß' eigenstes Werk. Denn von den überaus reichhaltigen Sammlungen, die Denisse selbst hinterlassen, konnte er keinen Gebrauch machen: sie wenden sich nach einer ganz anderen Seite und hätten wahrscheinlich zu einem neuen großen Ergänzungsband über die sittlichen Vorbereitungen auf die Reformation geführt. — P. Weiß hatte das ganze Werk anfänglich als ein störendes Zwischenspiel betrachtet, das ihm im Hinblick auf sein Alter beinahe als Vergeudung von Zeit und Kraft erscheinen wollte. Aber je ernstlicher er sich ihm hingab, desto besser erkannte er die Absichten, die Gott dabei durchführen wollte, desto mehr erfaßte er den modernen Geist, den Liberalismus. Das im Protestantismus fortlebende Luthertum, das Prinzip des Subjektivismus, des Individualismus und der Autonomie hat den modernen Geist bilden helfen; der Protestantismus ist der Vater des modernen Geistes.

Indem dies mehr und mehr seinem Geiste klar wurde, begriff Vater Weiß auch, daß er durch das „Lutherwerk“ von seiner eigentlichen Aufgabe nicht bloß nicht abgezogen worden war, sondern daß er erst dadurch in den Stand gesetzt ward, sie vollständig zu würdigen und besser durchzuführen.

Die schwere Arbeitslast, die durch fünf Jahre im vorgerückten Alter auf ihm gelegen, hatte seine Kräfte arg erschüttert. Eine ernstliche Erkrankung und eine langandauernde Arbeitsunfähigkeit waren die Folge. Da seinem Wunsche, den Lehrberuf aufzugeben, nicht entsprochen wurde, mußte er auf andere Weise Erleichterung suchen, und so legte er, wenn auch mit schwerem Herzen, Ende des Jahres 1910 seine Mitarbeit an der Linzer Quartalschrift nieder. Bei dieser Gelegenheit lag es nahe, nochmals eine Rückschau über die etwa 80 darin veröffentlichten Aufsätze zu halten und es zeigte sich, daß sie miteinander eine Darstellung der modernen Weltanschauung, des Modernismus bildeten, und allmählich reifte der Entschluß, sie gesammelt als „Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart“ herauszugeben. Die meisten Aufsätze blieben ganz oder beinahe unverändert, andere erfuhren eine redaktionelle Verbesserung, einige wurden ganz neu hinzugefügt. Die Zeittlage war allerdings nicht besonders günstig für die Aufnahme eines solchen Werkes: die Vorgänge, die sich an die Borromäus-Enzyklika (26. Mai 1910) angeschlossen, hatten das genugsam gezeigt. Und darum war P. Weiß auf einen neuen Sturm gefaßt, wie er es übrigens in der Vorrede und im Nachwort vorausgesagt. Dennoch war er „erstaunt über die Summe von Leidenschaft, die sich nun kundgab“. Das hätte er nicht gedacht, daß „die bedenklichen Grundsätze der Neuzeit, die er in ihrem tiefsten Wesen geschildert, so tief in unserer Mitte Wurzel gefaßt“. Fast mit dem Tage des Erscheinens des zweibändigen Werkes brach vorerst der Sturm in der Presse los und wurde mit „anerkenntniswerter Gleichmäßigkeit“ auf der ganzen Linie geführt. Und ihr Urteil ward, wie es gewöhnlich geschieht, von der gläubigen Leserschaft unbesehen aufgenommen und nachgesprochen. So kam es, daß selbst Geistliche, die P. Weiß seit Jahren verehrt, denen es die „herrlichen Artikel“ in der Linzer Quartalschrift angetan hatten, es nicht begreifen konnten, daß P. Weiß „nun auf einmal mit diesem Buche ein solches Unheil anrichten konnte“. Andere gingen weiter und gaben dem Kampfe eine nationale Zuspitzung; selbst das deutsche Zentrum wurde aufgeboten gegen den Uebelthäter: das Buch sei geschrieben, um einer internationalen Verschwörung gegen das katholische Deutschland Handlangerdienste zu leisten; ja durch ein eigenes Zirkular wurden die Kirchenfürsten der halben Welt gegen das Buch eingenommen und abgeschreckt: es wende sich in erster Linie gegen die sozialen und politischen Organisationen der deutschen Katholiken u. s. w. Und doch hatte der Verfasser keinen andern Zweck, als „einen möglichst allgemeinen Blick über die Zeittlage in

allen Ländern zu eröffnen. Italien, Frankreich, England, Amerika sind ebenso behandelt, wie die deutschsprechenden Gegenden". Ja, man hatte ihn seinerzeit sogar darüber getadelt, daß er „so viel vom Auslande rede und das Inland zu kurz kommen lasse". — Wer P. Weiß näher stand und seine zarte, empfindsame Natur kannte, mußte, welche Seelenqualen all diese und ähnliche Anfeindungen ihm brachten. Aber er trug sie mit standhafter Ergebung in Gottes Willen und mit hoher Begeisterung für die Sache der Kirche. Für diese Leiden dankt er Gott dem Herrn feuriger als für allen Erfolg seiner Arbeit: „Ist das, was du, o Gott, am Menschen, und das, was du durch den Menschen getan hast, ein Trost für ihn beim Rückblick, so überwiegt doch weit der Dank für das, was der Mensch in deinem Dienst für dich kämpfen, leiden und opfern durfte. Wahrhaftig ja, es ist ein Gefühl voll unaussprechlicher Erhebung, wenn man durch die Gassen schreitet, in der Hand das Evangelium deines gebenedeiten Sohnes, auf dem Rücken die Pfeile des Spottes, im Herzen das Gebet für alle, die der Wahrheit zugänglich sind. Das allein schon trägt überreiche Belohnung in sich."

Im innigsten Zusammenhange mit den beiden letztgenannten Werken steht das Buch über „Liberalismus und Christentum", das sich P. Weiß zu seinem 70. Geburtstag „schenkte". In der „Religiösen Gefahr" wurden die Irrtümer auf dem religiösen Gebiete gekennzeichnet. Die „Lebens- und Gewissensfragen" schilderten das „Eindringen des modernen Geistes in die sämtlichen Gebiete des Denkens und des Glaubens, des sittlichen und des öffentlichen Lebens". Nun galt es, „die Gründe und die Grundirrtümer der verkehrten Zeitrichtung darzustellen, mit anderen Worten, alle die vorgefundenen Uebelstände auf ihr wahres und gemeinsames Wesen zurückzuführen und sie somit von ihrer tiefsten und eigentlichen Wurzel aus zu bekämpfen". Es bilden also die drei letzten Werke miteinander ein zusammenhängendes Ganzes, das den Titel tragen könnte: „Untersuchungen über die religiöse Zeitlage und den antikatholischen Zeitgeist". „Liberalismus und Christentum" bildet den Schlüssel zum Verständnis des früher, zumal in den vorausgegangenen zwei Werken Behandelten. Gewiß, nie und nirgends ist der Liberalismus in seinem innersten Wesen als scharfer Gegensatz zur katholischen Religion so klar und lichtvoll beleuchtet worden, wie es hier geschieht. — Dem Buche ist ein Anhang beigegeben unter dem Titel: „Rückblick auf eine Lebensarbeit gegen den Liberalismus". Ja, das ganze schriftstellerische Arbeiten des Geistesmannes, alle seine Bücher, Schriften, Zeitschriftenartikel, Vorträge und Vortragsserien war ein durch nahezu 50 Jahre fortgesetzter Kampf gegen den Liberalismus: es hatte keinen andern Zweck als „das Uebernatürliche kennen und lieben, das Natürliche richtig schätzen und anwenden und das Irdische nach allen Beziehungen in den Dienst der ewigen Bestimmung stellen zu lehren."

(Schluß folgt.)